

Region

Zusammen haben sie 74 Jahre unterrichtet

Aarberg Ursprünglich haben weder Barbara Ackermann noch Kaspar Friedli Lehrer werden wollen. Über Umwege sind sie zum Beruf gekommen und ihm bis zur Pensionierung treu geblieben – und zwar immer an der gleichen Schule.

Sarah Grandjean

Barbara Ackermann und Kaspar Friedli stehen vor der Real- und Sekundarschule in Aarberg. Das ist an sich nichts Besonderes, ist sie doch die letzten 34 Jahre, er die letzten 40 Jahre als Lehrperson hier ein und aus gegangen. Aber etwas ist nun anders: Das Paar hat keinen Schlüssel mehr. Denn Barbara Ackermann hat sich diesen Sommer, drei Jahre nach ihrem Mann, pensionieren lassen.

Die beiden führen ums Schulgebäude herum zu einer Pergola, unter der steinerne Tische im Schatten stehen. Es ist ruhig hier, grüner Rasen, ein Biotop, dahinter ein kleines Wäldchen. Sie erzählen, wie es dazu gekommen ist, dass sie Lehrpersonen geworden sind, obwohl sie beide ursprünglich einen anderen Berufswunsch hatten.

Lehrerin statt Ärztin

Barbara Ackermann ging gerne zur Schule. Ob sie ein Fach mochte oder nicht, hing unter anderem mit dem Lehrer oder der Lehrerin zusammen. «Ich bin gerne zu Lehrkräften gegangen, die etwas von sich preisgeben haben, die man auch als Mensch kennengelernt hat», sagt die 61-Jährige. «Bei manchen wusste man, dass schon die Eltern die gleichen Proben geschrieben haben. Da hatte ich mehr Mühe.»

Kaspar Friedli hingegen sagt: «Ich bin als Bub überhaupt nicht gerne zur Schule gegangen.» Sein Vater habe aber von ihm erwartet, dass er eine akademische Laufbahn einschlug. So ging Friedli ans Untergymnasium. «Das war für mich die schlimmste Zeit.» Er hatte nie viel für die Schule gemacht, doch plötzlich funktionierte das nicht mehr und er war in mehreren Fächern ungenügend. Also legte er sich ins Zeug, und je älter er wurde, desto lieber ging er zur Schule. Er ging zur Berufsbera-



Barbara Ackermann und Kaspar Friedli auf dem Pausenhof der Real- und Sekundarschule Aarberg.

RABIH
HAJ-HASSAN

tung, wo man ihm riet, Lehrer zu werden. «Ich habe gesagt: unter keinen Umständen.» Aber während er studierte, Mathematik und Biologie, übernahm er Stellvertretungen und begleitete Skilager. «Da hat es mir den Ärmel reingenommen», so der 67-Jährige. Also machte er die Ausbildung zum Sekundarlehrer.

Ackermann wollte eigentlich Ärztin werden. Während des Gymnasiums arbeitete sie im Inselspital Bern als Schwesternhilfe und erhielt Einblick in das

Leben von Assistenzärzten. «Ich habe gemerkt, dass ich das nicht will. Von den Ärzten wurde so viel gefordert, das schien mir ungesund.» Also hat sie von Medizin aufs Sekundarlehreramt umgesattelt. Diese Berufswahl lag nahe, denn viele in ihrer Familie waren Lehrer. Das sei aber nicht der Grund gewesen, versichert sie. Sondern, dass sie als Lehrerin alles unter einen Hut bringen konnte, was sie interessierte: «Ich konnte mit Kindern und Erwachsenen arbeiten, ich konnte Math,

Bio und bildnerisches Gestalten unterrichten und die Sprachen brauchen. Mich hat bis zum Schluss fasziniert, wie breit dieser Beruf ist.»

Fast wieder gekündigt

1980 hat Friedli seine erste Stelle als Lehrer angetreten, und zwar hier in Aarberg. Doch er fühlte sich nicht wohl. Nicht wegen der Schülerinnen und Schülern oder deren Eltern, sondern wegen mangelnder Unterstützung durch einzelne ältere Kollegen. «Die

haben mir Steine in den Weg gelegt. Wir Jungen haben unsere eigenen Ideen eingebracht, doch sie sind nicht auf Echo gestossen.» An einem Samstagmorgen ging er mit zwei Umschlägen zum Schulleiter. «Ich habe gesagt: Hier ist die Kündigung drin, hier die Bewerbung für eine andere Stelle. Ich möchte aber zuerst über die Situation hier reden.» Bis am Nachmittag hätten sie geredet, daraufhin habe der Schulleiter begonnen, die jungen Lehrer zu unterstützen. «Daraus hat

sich ein Team entwickelt, in dem ich mich all die Jahre wohlfühlt habe», so Friedli.

Acht Jahre später kam Ackermann an die Schule – nachdem sie dreieinhalb Jahre lang vergeblich eine Stelle als Mathe-Lehrerin gesucht hatte. Zum einen waren laut ihr nur wenige Stellen ausgeschrieben, zum anderen «gehörte Mathematik damals zu Männern und nicht zu Frauen». Als sie in Aarberg zu arbeiten begann, war sie denn auch die einzige Frau, die dieses Fach unter-

«Lehrer ist für mich der schönste Beruf, den es gibt»

Studen Als frischgebackener Lehrer übernimmt Philipp Feusi eine siebte Klasse an der Schule in Aegerten. Er erzählt, weshalb er Lehrer geworden ist und was ihm betreffend Lehrermangel Sorgen bereitet.

Heute starte ich als Klassenlehrer in einer siebten Klasse in Studen. Eine gewisse Nervosität ist schon da. Zwar habe ich bereits die letzten drei Jahre, in denen ich den Master an der Pädagogischen Hochschule in Bern gemacht habe, Teilzeit hier gearbeitet. Das war aber als Klassenlehrer in einem geteilten Lehramt. Jetzt, da ich meine Ausbildung zum Lehrer abgeschlossen habe, geht es für mich so richtig los, mit einer eigenen Klasse und allem Drum und Dran. Ich bin zu 80 Prozent angestellt und unterrichte Deutsch, Englisch, sowie Räume, Zeiten, Gesellschaften (RZG) und Bewegung und Sport, technisches und bildnerisches Gestalten sowie Ethik, Religionen, Gemeinschaft (ERG).

Ich selbst bin immer gerne zur Schule gegangen. Gerade auf der Oberstufe hatte ich eine gute

Bereit für den Schulstart: der 31-jährige Philipp Feusi.

PETER
SAMUEL JAGGI



Zeit mit Kolleginnen und Kollegen. Gelernt habe ich aber weniger gern, ich habe nur so viel gemacht wie nötig. Am wenigsten mochte ich Geschichte und Deutsch. Für mich ist es jetzt eine schöne Herausforderung, diese Fächer den Jugendlichen so spannend wie möglich näher zu bringen.

Nach der Oberstufe habe ich eine Lehre zum Mediamatiker gemacht. Beim Lernen für die Abschlussprüfung haben mich gewisse Themen angefangen zu interessieren. Also habe ich die gestalterische Berufsmatura angehängt. In dem Moment, in dem das Interesse da war, fiel mir das Lernen leicht. Ursprüng-

lich wollte ich etwas in Richtung Kunst studieren, zum Beispiel visuelle Kommunikation. Ich ging an die Infoveranstaltungen der Fachhochschulen und habe festgestellt, dass ich zwar gerne gestalte, dies aber nicht als Beruf machen will.

Zur gleichen Zeit war ich J+S-Leiter einer Snowboard-Gruppe.

Ich habe gemerkt: Mit Jugendlichen zusammenzuarbeiten, das finde ich spannend, abwechslungsreich und es gibt einem viel zurück. Ich durfte bei einem Onkel schnuppern, der in einem zehnten Schuljahr unterrichtete. Es ging gerade um die Berufswahl. Ich konnte den Lernenden von meinen Erfahrungen erzählen und als jemand, der selbst eine Lehre gemacht hatte, haben sie mich ernst genommen. Das hat mich beeindruckt. So habe ich mich dann für das Studium an der PH entschieden.

Die Oberstufenzeit finde ich eine spannende Phase, weil da so viel passiert. Die Schülerinnen und Schüler kommen als Kind, sind oft noch unselbstständig, und gehen als junge Erwachsene, die diskutieren und argumentieren können, wieder. Ich glaube, als Lehrperson hat man da eine wichtige Rolle, davor habe ich Respekt.

Meine obersten Ziele sind, dass die Jugendlichen motiviert sind, hierherzukommen – sie haben schliesslich keine Wahl, sie sind verpflichtet dazu – und dass sie eine Anschlusslösung an die Volksschule haben. Etwas vom

Wichtigsten ist für mich die Beziehung zu den Schülerinnen und Schülern. Auch finde ich es schön, wenn ich bei jemandem einen Funken für ein Thema entfachen kann. Schliesslich sind mir die überfachlichen Kompetenzen wichtig: Die Jugendlichen sollen lernen, respektvoll miteinander umzugehen, zu kommunizieren und selbstständiger zu werden, damit sie ein Teil der Gesellschaft werden und sich darin einbringen können.

Der aktuelle Lehrermangel macht mir Sorgen. Leider habe ich in den letzten Jahren schon mehrere gute Lehrpersonen gehen sehen. Da muss man sich fragen: Warum passiert so etwas? Lehrer ist schliesslich ein toller Beruf. Aber schon als Co-Klassenlehrer habe ich gemerkt, dass die Belastung hoch ist, denn vieles fällt auf einen zurück. Für die Dinge, um die man sich als Klassenlehrer kümmern muss, ist eine Lektion pro Woche gerechnet. In der Zeit hat nicht viel mehr Platz als die Elterngespräche. Daneben fallen aber weitere Dinge an wie Lager, Theater, Exkursionen und man muss sich mit Fachstellen

Vom Oberstufenlehrer zum Heizungsmonteur

Biel Wehmut kommt bei ihm heute keine auf: Philip Trachsel war 20 Jahre lang Lehrer, zuletzt an der Oberstufe in Biel. Doch er fasste in einer neuen Branche Fuss.

Deborah Balmer

Philip Trachsel hatte ein Schlüsselerlebnis, als er in seiner Wohngemeinschaft in Bern den kleinen Jungen einer Mitbewohnerin im Garten beobachtete. «Wenn dieser Bub erwachsen ist, werden die Lebensbedingungen für ihn aufgrund des Klimawandels keine guten mehr sein, dachte ich. Das öffnete mir die Augen.» Der heute 53-Jährige wollte aktiv etwas gegen die Klimaerwärmung unternehmen.

Seither sind drei Jahre vergangen. Philip Trachsel sitzt in Biel in einem Restaurant und nippt an seinem Kaffee. Dass er vor drei Jahren seinen Job als Oberstufenlehrer gekündigt hat, bereut er nicht. «Obwohl ich sehr gerne unterrichtet habe. Mit Teenagern zu arbeiten hat mir immer Freude bereitet», sagt er. Diese besondere Zeit, wenn sich Pubertierende langsam von ihrem Elternhaus lösen, sich das Hirn neu zusammensetzt. Die jungen Menschen, die gleichzeitig selbstsicher und unsicher sind, wie Trachsel es beschreibt.

20 Jahre lang war er Lehrer, zuletzt sieben Jahre lang im Oberstufenschulhaus Sahlgut in Biel. Zuvor war er Lehrer und Schulleiter in der Gemeinde Biglen, ebenfalls an der Oberstufe.

Erst vier Tage Ferien gehabt

Doch nun hat Trachsel eine Mission: Er will etwas dazu beitragen, dass die Pariser Klimaziele erreicht werden. Trachsel sitzt im Vorstand der Wärmegenossenschaft Bern, die im ganzen Kanton aktiv ist und 2020 gegründet wurde. Kurz zusammengefasst baut er gemeinsam mit jungen Klimaaktivisten bei Privaten Gas- und Ölheizungen aus und ersetzt diese durch ökologische Heizsysteme: Fernwärme, Holzheizungen, Pellets, Wärmepumpen und Fotovoltaik.

Seine Firma ist vergleichbar mit einem Generalunternehmer, der sich von A bis Z um alles kümmert, etwa die Tankdemonstage organisiert, den Heizungs-



Philip Trachsel will etwas gegen den Klimawandel tun. RAPHAEL SCHAEFER

installateur bezahlt oder den Elektriker und den Pelletlieferanten. «Ich verdiene nicht einmal die Hälfte von früher und ich hatte dieses Jahr erst vier Tage Ferien», sagt Trachsel. Und trotzdem ist er zufrieden.

Die Auftragsbücher würden immer voller. Für die nächsten Monate ist er ausgebucht. Das erklärte Ziel: möglichst viele der umweltschädlichen Heizungen zu ersetzen.

«Kein Grund zu jammern»

Wenn Trachsel auf seine Zeit als Lehrer zurückschaut, erinnert er sich an viel Gutes. «Ich habe wirklich keinen Grund zu jammern, ich habe den Job nicht aus Frust aufgegeben», sagt er.

Als Lehrer könne man noch immer mehr als die Hälfte der Arbeitszeit ganz frei einteilen. «Diese hohe Selbstständigkeit habe ich immer geschätzt», so Trachsel. Auch habe er nie das Gefühl gehabt, dass sein Lohn zu tief sei. «Obwohl ich natürlich

weiss, dass man im Kanton Solothurn deutlich mehr verdient.»

Um Stress zu vermeiden, hatte sich Trachsel damals angewöhnt, die Arbeit nie nach Hause zu nehmen, sondern alles in der Schule zu erledigen.

«Klar musste ich manchmal zwölf Stunden in der Schule bleiben oder am Wochenende noch hingehen, doch es hielt sich stets in einem machbaren Rahmen.»

Der Job hat sich verändert

Laut Trachsel hat sich der Lehrerberuf in den 20 Jahren, in denen er darin tätig war, verändert. Als er als Junglehrer einstieg, gab es noch keinen Elternrat. Beurteilungsberichte der Schülerinnen und Schüler konnten noch nicht angefochten werden. «Es galt, das Zeugnis oder den Bericht einfach zu akzeptieren. Die Mitsprache der Eltern hat also eindeutig zugenommen.» So auch die Administration, der Papierkrieg, wie Trachsel sagt. Ein Lehrer macht

mit den Schülerinnen und Schülern einen Ausflug in den Wald? Es braucht eine Meldung an die Schulleitung. Eine Lehrerin will mit den Schülern in einem See schwimmen gehen? Es muss jemand mit einem Rettungsbrevet dabei sein. «Heute schaut man genauer hin, für mich ist das aber nicht negativ, wenn Lehrer mehr Rechenschaft ablegen müssen.»

So viel Lob, so wenig Kritik. Und trotzdem vermisst Philipp Trachsel den Lehrerberuf nicht. Immerhin hat er etwas geschafft, was nicht allen gelingt: Er hat noch einmal in einer ganz neuen Branche Fuss gefasst. Wenn also heute im Kanton Bern das neue Schuljahr losgeht, empfindet er keine Wehmut. Für ihn beginnt mit dem Wochenstart die Arbeit auf einer neuen Baustelle, er wird Kontakt zu netten Arbeitskollegen und Kundinnen und Kunden haben. «Ich hoffe einfach, dass es nicht zu heiss wird», sagt er und lacht.

richtete. Sie habe sich gleich wohl gefühlt. Die Kollegen hätten sie gut aufgenommen, auch habe ihr das Schulhaus im Grünen immer gefallen. Sie und Friedli hatten sich schon vorher gekannt, wurden aber erst dann ein Paar.

Papierflut hat zugenommen

Die beiden hören einander zu, ergänzen und präzisieren das Gesagte. Auf die Frage, was sich über die Jahre in ihrem Beruf verändert hat, antwortet Ackermann: Als 1996 die Sekundarstufe von fünf auf drei Jahre gekürzt wurde. «Früher übernahmen wir die Jugendlichen ab der fünften Klasse, da sassen sie einem noch fast auf dem Schoss, und dann kamen sie in die Pubertät. Heute übernimmt man sie, wenn sie schon mitten in der Pubertät stecken und schon etwas ablehnend gegenüber Erwachsenen sind.» Dafür sei die Zeit von der siebten bis zur neunten Klassen von der Persönlichkeitsentwicklung her spannend, sagt Friedli.

Auch die Digitalisierung hat viel verändert. Früher schrieben die Lehrpersonen ihre Arbeitsblätter von Hand oder mit der Schreibmaschine und vervielfältigten sie mithilfe eines sogenannten Matrizendruckers. Dann kamen die Kopierer, und später Arbeitshefte mit vorgefertigten Aufgaben, wodurch das Material unpersönlicher wurde und die Papierflut zugenommen hat. Auch das Handy hat seine Spuren hinterlassen. So könnten sich die Jugendlichen zum Beispiel nicht mehr ganz auf ein Lager einlassen, weil sie über die Sozialen Medien ständig auch ein bisschen anderswo seien. Man könne sich auch weniger darauf verlassen, dass sie sich an Abmachungen hielten.

Zudem habe man mehr Gespräche und Telefonate mit Eltern als früher. Das gehöre zu ihrem Beruf dazu, findet Ackermann, doch es gebe Grenzen. So habe sie einmal am ersten Tag

der Sommerferien eine SMS von einem Vater bekommen, der die Noten seines Kindes besprechen wollte. «Mit Mail und SMS ist die Hemmschwelle gesunken, auch mal um Mitternacht seinen Frust loszuwerden», sagt sie. Seit Beginn der Pandemie hätten Konflikte mit Eltern zugenommen. Sie wünscht sich, dass Eltern den Lehrpersonen wieder mehr Vertrauen entgegenbringen würden.

Herzblut in Projekte gesteckt

Was sie an ihrem Beruf am liebsten gemacht haben, das sind Projekte, Lager, Theater und die Gestaltung des Pausenplatzes. Beim Bau des Biotops zum Beispiel hat Friedli während einer Ferienwoche zusammen mit einem Kollegen und freiwilligen Schülern mitgeholfen. Ackermann erinnert sich auch an eine Lebenskunde-stunde, in der die Schülerinnen ein Puzzle von Unicef zusammengesetzt haben. «Das war so friedlich, das vergesse ich nie mehr.»

Etwas vom Wichtigsten findet Friedli, dass 25 Personen während 45 Minuten auf engem Raum etwas zusammen machen können, ohne dass es Probleme gibt. Und dass die Welt nach der Lektion ein kleines bisschen anders aussieht als vor der Lektion. Er, der seit 2019 pensioniert ist, hat während der letzten drei Jahre noch einzelne Lektionen übernommen. Und konnte so ein Projekt realisieren, das ihm besonders am Herzen liegt: Er hat mit allen 320 Schülerinnen und Schülern ein riesiges Wandbild gestaltet, das nun über dem Eingang der Schule hängt.

Während der Sommerferien haben er und Ackermann zuhause ausgemistet, alte Karten, Briefe und Fotos von Kindern und Eltern noch einmal gelesen. Nun freuen sie sich darauf, wieder nach ihrem eigenen Rhythmus zu leben – und nicht länger im 45-Minuten-Takt, der in den letzten Jahrzehnten ihren Alltag bestimmt hat.

und Fachpersonen absprechen, das kann schon belastend sein. Zum Glück hatte ich bisher eine angenehme Zusammenarbeit mit Eltern, aber auch das kann schwierig und zeitintensiv sein.

Gerade während der Coronapandemie sind immer wieder Lehrpersonen ausgefallen, und die, die noch da waren, haben Lektionen über ihrem Pensum übernommen. Das ist eine enorme Zusatzbelastung. Zudem fehlen ausgebildete Fachpersonen – ich wurde ja auch als Student angestellt –, da kann man sich auch fragen, wie gut das ist. Wenn Heilpädagogen fehlen, die Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen betreuen, kann das für Lehrpersonen herausfordernd sein. Aber vor allem wird man dann den Jugendlichen nicht mehr gerecht.

Ich bin zwar für eine gewisse Anzahl Lektionen angestellt, die Arbeitsbelastung kann jedoch stark variieren. Deshalb finde ich es wichtig, dass man die eigenen Ressourcen gut einschätzen kann. Zum Beispiel kommt kurz vor Schuljahresende immer alles zusammen, Abschlussreise, Theater, Noten-

schluss und Zeugnis: Da muss man Vollgas geben können. Dafür muss man dann in den Ferien auch «Vollgas» abschalten können.

Zu Beginn der Sommerferien habe ich mal geschaut, was im nächsten Jahr alles ansteht. Dann habe ich Ferien gemacht und Anfang August wieder angefangen zu arbeiten. Ich habe einen Informationsbrief an die Schülerinnen, Schüler und Eltern geschickt, die erste Woche geplant und eine Grobplanung fürs Herbstquartal gemacht. Danach werde ich den Unterricht nach und nach vorbereiten.

Lehrer ist für mich der schönste Beruf, den es gibt. Ich arbeite gerne mit Menschen zusammen, sowohl mit den Jugendlichen als auch mit dem Kollegium und den Eltern. Mir gefällt auch die Abwechslung. Als Mediamatiker sass ich oft am Bürotisch, im Schulalltag hingegen bin ich ständig in Bewegung und durch die Arbeit mit Menschen ist jeder Tag anders. Man hat als Lehrperson viele Freiheiten, aber auch eine grosse Verantwortung. Das gefällt mir sehr.

Aufgezeichnet: Sarah Grandjean

So soll der Schulweg sicherer werden

Biel In Madretsch hat eine Mutter ein Projekt gestartet, um den Weg zwischen Schule und Tagesschule sicherer zu machen. Aber es ist nicht einfach, Freiwillige zu rekrutieren.

«Schon seit Jahren machen wir uns Sorgen wegen des Weges von der Schule zur Tagesschule, aber nie wurde etwas unternommen», sagt Adriana Negri, Präsidentin des Elternrats der Primarschule Madretsch. Sie ist vor einem Jahr von Paris nach Biel gezogen und hat sich als ausgebildete Lehrerin schnell in die Belange der Schule eingearbeitet. Andere Eltern vertrauten ihr an, dass auch sie seit Langem um die Sicherheit ihrer Kinder fürchteten. Also verschickte die zweifache Mutter einen Fragebogen an die Familien im Quartier. «In mehr als der Hälfte der 140 Rückmeldungen wurden

meine Sorgen um die Sicherheit dieser Wege geteilt, beim Kindergarten waren es sogar 70 Prozent.»

Mit dem Formular konnten auch potenziell gefährliche Stellen ermittelt werden. Dazu gehört unter anderem die Madretschstrasse. Direkt vor der Schule befinden sich ein Parkplatz und eine Bushaltestelle. «Es hat wenig Platz und die Kinder laufen manchmal auf die Strasse. Das führt regelmässig zu chaotischen Situationen», so Negri. In der gleichen Strasse gebe es ausserdem eine Ampel, die sehr schnell auf Rot schalte. «Zu schnell, wenn die Kinder nicht konzentriert genug sind.» Und auf der Pianostrasse gebe es zwar eine 30er-Zone, aber: «Einige Autofahrer halten sich nicht an das Tempolimit, und auch die Kinder schauen nicht immer genau, bevor sie die Strasse überqueren.»

Die Sicherheit der Kinder auf dem Schulweg liegt in der Verantwortung der Eltern. «Aber die meisten Menschen arbeiten während der Schulzeit. Daher sind die Kleinen ab sechs Jahren in der Regel ohne Begleitung unterwegs.» Deshalb hat Negri eine Schulung organisiert für Eltern, die Schulpatrouilleure werden möchten. Die einstündige Veranstaltung, organisiert von der Kantonspolizei Bern, war kostenlos. «Angesichts des Interesses, das der Fragebogen angezeigt hat, war ich überrascht, dass sich nur zehn Eltern angemeldet haben – und fünf erschienen sind», sagt Negri.

Sie führt den mässigen Erfolg auf die vollen Terminkalender oder die Angst davor zurück, für so viele Jugendliche verantwortlich zu sein. «Ausserdem ist es eine Premiere in Biel. Das System der Schulpatrouilleure ist in den Dörfern verbreitet, aber weniger

in der Stadt, obwohl hier der Verkehr dichter ist.»

Trotzdem steht ab heute ein Team aus vier Personen bereit, um ab 11.40 Uhr für die Sicherheit der Schulkinder zu sorgen. Doch nach wie vor gibt es im Verhältnis zur Anzahl Schüler viele Risikobereiche. «Dieses Angebot muss sich erst noch herumsprechen», sagt die Elternvertreterin. Man werde weitere Schulungstermine anbieten. Und sie möchte diese Informationen in vereinfachter Sprache kommunizieren, um auch Familien mit Migrationshintergrund zu erreichen.

Adriana Negri ist in Kontakt mit den verschiedenen Elternräten in Biel. Alle scheinen Interesse am Projekt bekundet zu haben. Sie hat ihnen die Unterlagen verschickt, die sie brauchen, um in ihren Quartieren loszulegen. Jetzt gehe es darum, jeweils genügend Teilnehmer zu motivieren.

Maeva Pleines/sg